

1. Auflage Juli 2025

Copyright © 2025 Dietrich Schilling. Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Umschlaggestaltung, Satz und Layout: Christian Fillies

Quellenangabe Fotos:

S. 7, 36, 71, 134 aus *Meyers Reisebücher. Weltreise. Erster Teil: Indien, China und Japan. Zweite Auflage Leipzig und Wien 1912*.

S. 35 *Shwedagon Pagode* (aus dem Internet, unbekannt) -
meisterdrucke.de/kunstwerke/1260px/Unbekannt_-_Shwe_Dagon_Pagoda_Rangoon_1900_-__(MeisterDrucke-721363).jpg

S. 108 aus: *Pictorial Guide to Pagan, 1955*

S. 146 aus: *thailand-lifestyle.com/reise-blog/glanzvolles-hotel-jubilaum-140-jahre-oriental*

S. 174 *Wat Chedi Luang* (Foto des Autors)

Printed in Germany

ISBN: 9783819250224

Mehr auf: www.dietrichschilling.de

Dietrich Schilling

Aneks Verdacht

Was mein Großvater in
Burma und Thailand gesucht hat

Dietrich Schilling, Jahrgang 1945, hat nach seinem Germanistik-Studium fast 40 Jahre lang als Hörfunk-Redakteur beim NDR gearbeitet. Er ist verheiratet und lebt als freier Autor in Hamburg.

Z

Überall

Wann habe ich zum letzten mal einen Hahn krähen gehört?

Es ist noch stockdunkel, aber es dauert nicht lang und ein zweiter meldet sich zu Wort. Ein dritter. Ein vierter. Es ist, als krähten sie aus allen Himmelsrichtungen den Morgen herbei und versorgten sich gegenseitig mit den neuesten Nachrichten. Durch das engmaschige Gitter vor dem Fenster dringt morgenfrische Luft ins Zimmer.

Ich liege noch eine Weile auf meiner Matratze und lausche. Stimmen nähern sich, wispern vor dem Haus direkt unter meinem Fenster. Hellwach schlüpfe ich unter meinem Moskitonetz hervor und spähe durch das Insektengitter hinaus auf die Straße. Ein paar Mönche stehen da, in rostroten Roben. Schüsseln in der Hand. Und warten. Kurz darauf tritt meine Landlady aus dem Haus und verteilt kleine Tütchen an sie. Einer der Mönche murmelt ein paar Worte und macht eine Handbewegung, die wie ein Segen aussieht. Dann machen sie sich auf zum nächsten Haus. Sehr langsam. Einer hinter dem anderen. Der Kleinste am Schluss.

Waschen, anziehen, den Rucksack packen (ich hatte aber so gut wie noch gar nichts ausgepackt), auf keinen Fall den Brustbeutel vergessen und los.

Ganz vergessen habe ich, dass da auch noch meine Landlady ist. Sie steht an der Tür und drückt mir wortlos ein Plastikbeutelchen in die Hand. Als ich sie

fragend anschauend, fordert sie mich gestenreich auf es schnell in meinen Rucksack zu packen, als handele es sich um etwas Verbotenes. Dann wendet sie sich ab von mir und geht zurück ins Haus. Doch unvermeidlich tritt sie auf den Saum ihres Longyis und schlägt sich mit der rechten Hand auf den Oberschenkel. Was für ein Slapstick, geht mir durch den Kopf, und ich muss leise lachen. Sie dreht sich nochmal um zu mir, hält kurz inne, rafft ihren Longyi zusammen und lacht mit. „Danke“, sage ich auf deutsch und von Herzen, beides hat sie wohl verstanden. Dann wende ich mich ab und mache mich auf den Weg.

Draußen herrscht noch eine wunderbare Kühle. Der Himmel lichtet sich zaghaft, aber die Sonne ist noch längst nicht da. Ein Mann im Longyi nässt den Sand vor seinem Haus mit Wasser. Ein anderer pflückt eine Blüte von einem Baum. Er bemerkt, dass ich ihn dabei beobachte und lächelt, bevor er zu seinem Tuktuk geht und die Blüte in eine kleine Vase auf dem Armaturenbrett steckt. Hunde streunen über die Straße. Zwei, drei Menschen huschen vorbei. Ein Fahrrad, hoch beladen mit Kartons und einem Knäuel lebender Hühner, durch Schnüre miteinander vertäut an der Lenkstange baumelnd, schlingert über den Weg, viel zu wenig Luft in den Reifen. Vielleicht ist es ebenfalls unterwegs zum Schiff. Die Stille, die alles einhüllt, die dämmerungsmatten Farben: Noch ist die Welt entrückt.

Ganz anders am Schiffsanleger. Etliche Menschen tummeln sich bereits an Deck, und über die Planke zwischen Schiff und Uferböschung, notdürftig angestrahlt durch einen müden Scheinwerfer, strömen

immer mehr nach. Das Schiff, zweistöckig, überwiegend aus Holz gebaut, von dem die Farben munter abblättern, ist aber kaum mehr als ein Seelenverkäufer.

Ich stolpere die steile Böschung hinab, es ist mehr ein Rutschen als ein Gehen. Aber ich habe es eilig, möchte einen guten Platz an Deck bekommen. Die Planke, ein schmales Brett, macht mir Angst. Doch ich habe keine Wahl. Vor mir: ein Vater mit seinem Sohn, zwei Jahre alt oder drei. Rücksichtsvoll tastet er sich Schritt für Schritt vor, sein Söhnchen fest an der Hand. Doch auf halber Strecke weigert sich der Kleine weiterzugehen. Er hat Angst, will zurück, weint, zerrt an der Hand des Vaters. Die Planke schwingt auf und ab. Ich wage kaum hinabzuschauen auf das glucksende Wasser zwei, drei Meter unter uns. Unrat schwimmt da, leere Konservendosen, Äste, Holzlatten, Pappreste, ein gelbgrüner Schaum. Und von hinten drängen weitere Passagiere nach. Da nimmt der Vater sein Kind entschlossen auf den Arm und hastet an Deck. Ich selbst bleibe wie angewurzelt stehen und versuche das tanzende, bebende Brett unter mir auszutarieren, bis es endlich zur Ruhe kommt. Dann gelingt es endlich auch mir, das Schiffsdeck zu erreichen. Aufatmen! Freiwillig wäre ich diesen Weg nie gegangen, aber es gab keinen anderen.

An Bord taste ich mich auf der Suche nach einem Sitzplatz vorwärts, über Gepäckstücke und ausgestreckte Beine. Dabei stoße ich unachtsam mit dem Fuß gegen eine Reisschüssel. Glücklicherweise kippt sie nicht um; ihr Besitzer schaut nicht einmal auf. Viele haben Tücher ausgebreitet und darauf ihr Frühstück

aufgebaut. Doch niemand schimpft, als ich mit meinem Rucksack hier und dort anstoße; es gibt nur verlegene Gesichter.

Je länger ich auf dem Deck umherirre, desto unruhiger werde ich aber. Die Passage soll gut 24 Stunden dauern, ich brauche unbedingt einen Sitzplatz. Als ich endlich ein freies Fleckchen direkt an der Reling entdecke - wieso ist das noch frei? -, lasse ich mich dort sofort nieder. Keine gute Wahl, wie sich herausstellen wird. Aber ich bin erleichtert, denn immer noch betreten weitere Passagiere das Deck.

Um kurz nach sechs wird die Planke eingeholt. Die Schiffsglocke ertönt, ein tiefer, ohrenbetäubender Signalton durchbricht die Stille und eine häßliche, dreckige Rauchwolke steigt über dem Dampfer in den Morgenhimmel. Das Schiff zittert. Wir legen ab. Als wir aus dem Seitenarm des Flusses hinaus den breiten Strom erreichen, zieht eine milchige Morgendämmerung herauf.

Auf der Landkarte sieht es gar nicht so weit aus nach Pagan. Doch der Dampfer bewegt sich nur müde vorwärts. Bedächtig tuckert er in die Mitte des Stroms und wendet sich dann schwerfällig flussab. Wie ein Elefant, der seines Lebens müde ist und nicht mehr so recht mitlaufen möchte.

Als die Sonne höher steigt wird mir klar, dass ich keinen idealen Sitzplatz erwischte habe. Da ist kein Millimeter Schatten; ich bin der Sonne ungeschützt ausgeliefert. So gut es geht, bedecke ich Arme und Beine mit T-Shirts und einem Handtuch. Doch eine halbwegs günstige Sitzposition zu finden gelingt kaum.

Und wie immer, wenn mir äußere Umstände nicht zusagen, verschlechtert sich meine Laune rapide. Ich fange an schwarzzusehen: Habe ich mir vielleicht doch etwas vorgenommen, was unerreichbar ist? War ich zu blauäugig? Zu voreilig in meiner Entscheidung, auf diese Reise zu gehen?

Um mich herum ist es still geworden. Die schnell zunehmende Hitze lähmt. Alle müssen haushalten mit ihrer Energie. Selten nur nehme ich Stimmen wahr; allein der Schiffsmotor tuckert gleichmäßig vor sich hin. Und unvermittelt fühle ich mich allein, obwohl bestimmt viel mehr Passagiere an Bord sind als zulässig. Aber wen kümmert das?

Die Gedanken drehen sich im Kreis: Wie soll ich jemals herausbekommen, was Grossvater verändert hat? Da ist doch niemand und nichts, das mir einen Hinweis gibt. Wenn ich wenigstens irgendeinen Anhaltspunkt hätte. wo ich suchen, worauf ich achten soll. Vielleicht ist es längst zu spät. Vielleicht habe ich längst etwas übersehen in den wenigen Tagen, die ich unterwegs bin. Aber wie hätte ich das bemerken können?

Wer einen Platz auf der Schattenseite des Schiffes bekommen hat, kann sich glücklich schätzen. Die anderen sind ständig auf der Suche nach Tüchern oder irgendetwas anderem, das sie vor der brutalen Sonne schützen kann. Genauso wie die Hitze macht mir aber auch der harte Holzboden zu schaffen, auf dem ich sitze. Alles schmerzt. Der Rücken, der Po, alles. Immer wieder probiere ich eine andere Sitzposition aus, in der ich es vielleicht aushalten kann. Die Frau im glasperlen-

bestickten Longyi, die schon seit dem Ablegen aufrecht und bewegungslos im Schneidersitz neben mir hockt, nimmt wahr, dass ich mich nicht wohlfühle und rückt schließlich ein Stückchen zur Seite; sie bedeutet mir, dass ich mich hinlegen soll. Dankbar mache ich das. Es tut gut. Und auf einmal ist mir nach schlafen zumute. Das frühe Aufstehen, die Sonne, die Wärme, das sanfte Schaukeln des Schiffs, das endlos gleichmäßige Tuckern des Motors ...

Bilder aus Bangkok huschen vorüber, die Taxifahrer, meine Landladies, die Mönche, der Kleine auf dem Mandalay Hill, der über meine Haut gestrichen hat, das fliegende Café ... tausend Bilder, heute schon wieder mehr als gestern, vermischen sich miteinander. Wie schön es ist so zu liegen, die Wärme zu spüren, nichts tun zu müssen, reglos zu sein. Sanft wiegt sich das Schiff, und die Stimmen um mich herum verschweben ins Nichts.

Aber auf einmal schrecke ich hoch: Wer ist das da auf der anderen Seite des Decks? Nein, das kann nicht sein! Das ist nicht möglich! Das ist Grossvater! Der Mann im grauen Anzug, der da mitten in einer Gruppe von Menschen steht und redet und lacht und nun auch zu mir herüber winkt: Das ist Grossvater! Hastig springe ich auf und gehe Schritt für Schritt auf ihn zu, zögerlich und nicht glauben könnend, was ich sehe. Alle um ihn herum weichen zurück, als wüssten sie, dass wir zusammengehören.

„Grossvater!“

Er lächelt mich an, sagt aber nichts. Kein Wort. Warum nicht? Was ist mit ihm? Wartet er auf etwas von

meiner Seite? Aus irgendeinem Grund habe ich plötzlich Angst. Irgendetwas stimmt nicht. Wendet er sich gar ab von mir? Ich habe nur einen Gedanken: ich muss die Zeit nutzen!

„Grossvater, schnell, wo soll ich suchen? Sag's mir!“

Grossvater lächelt mich stumm an, unverändert, aber geheimnisvoll, als wolle er mir ein Rätsel aufgeben und suche nur noch nach den richtigen Worten. Und dann, wie in Zeitlupe, öffnet sich sein Mund: „Überall.“

Im selben Augenblick rutscht der Boden unter mir weg. Es knirscht und schrammt und kratzt furchterregend, so, als werde die Welt um mich herum brutal zusammengestaucht. Menschen stürzen übereinander. Kinder schreien. Weinend, Hilfe suchend, drängen sie sich an ihre Eltern, umklammern ihre Beine, gucken, Panik in den Augen, zu ihnen hoch. ...